

## Die Ureinwohner Australiens

Aus einem Artikel von N. B. Davison, Auckland (Neuseeland), in „The Empire Review“, London

Von den wenig bekannten Menschenrassen kennt man die Ureinwohner Australiens am allerwenigsten. Das ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß sie weder von Natur aus noch auf Grund ihrer Ueberlieferung kriegerisch veranlagt sind, und daß sie sich vor den immer weiter ins Land geschobenen Ansiedlungen der Weißen still zurückgezogen haben. Die Maori, die Yulu, die roten Indianer, sie alle haben sich mutig gegen den Einfall in ihre Länder gewehrt und den Eindringlingen wenigstens die Anerkennung des Rechts, im eigenen Lande zu leben, abgerungen. Der Australneger dagegen hat einfach das Feld geräumt. Abgesehen von einer bloßen Handvoll sind die Ureinwohner aus allen Staaten mit Ausnahme von Westaustralien, Nordaustralien, Zentralaustralien und Queensland verschwunden. Insgesamt gibt es wahrscheinlich noch 70.000 bis 80.000. Die tasmanischen Schwarzen, die eine noch primitivere Rasse als die Ureinwohner des Festlandes darstellen, sind völlig ausgestorben. Man bemüht sich jetzt, die Vernichtung der Eingeborenenbevölkerung aufzuhalten, und Regierungs- und Missionsstationen lassen es sich angelegen sein, die Belange der Ureinwohner zu schützen.

Noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit hielt man die australischen Eingeborenen für den geistig und körperlich tiefstehenden Menschentyp. Diese Ansicht hat man jetzt aufgegeben, und die Entwicklungsmöglichkeiten dieses Menschenschlages rücken in den Vordergrund. Nur zu bereitwillig hat man geglaubt, die mangelnde kulturelle Entwicklung ihrer geringen geistigen Auffassungsgabe zuschreiben zu dürfen. Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß diese Ansicht nicht zutrifft. Ein unter Weißen aufgewachsener und erzogener Australneger eignet sich sehr schnell Kenntnisse an. Er kann in demselben Maße wie ein weißes Kind herangebildet werden.

Ich wohnte einmal einem Vortrage bei, den ein reindrassiger australischer Ureinwohner hielt. Sein Englisch war korrekt und gewandt und seine Sprache außerordentlich bilderreich — außerordentlich nicht etwa im Vergleich mit der seiner Rassenossen, sondern im Vergleich mit der Durchschnittsprache weißer Redner. Manche Eingeborene meistern sehr leicht klassische Musik und spielen mit beträchtlicher Fertigkeit; andere werden tüchtige Mechaniker und Mathematiker. Es mag der Einwand erhoben werden, daß dies Launen der Natur seien, da nur sehr wenige Eingeborene eine solch hohe Stufe erreichen. Diese Behauptung trifft aber nicht zu, denn nur wenigen wird die Möglichkeit geboten, und von diesen wenigen weist ein hoher Prozentsatz große geistige Fähigkeiten auf.

Was ist denn nun die Ursache des kulturellen Niedrigstandes des im primitiven Zustande lebenden Ureinwohners? Ein Blick auf die natürlichen Verhältnisse, unter denen er gelebt hat, gibt uns die Antwort. Seinem Kampf ums Dasein fehlte vieles, was in der Geschichte z. B. der europäischen Rassen eine entscheidende Rolle

spielte. Während letztere sich gegen gefährliche Tiere — Wären, Bisons, Löwen und Hyänen — wehren mußten, blieb der Australier von solchen Kämpfen verschont. Außerdem stand ihm keine überlegene Rasse gegenüber, an der er seine Gewandtheit und Stärke hätte messen können. Die Schärfung des Verstandes, die bei den europäischen Rassen Lebensnotwendigkeit war, brauchte sich beim Australier nicht zu entwickeln. Ferner gab es in Australien keine Tiere, die sich jähnen ließen; das war ein anderer fehlender Faktor bei der Entwicklung. Das Klima und das durch die Fülle oder den Mangel an Wild und Fischen bedingte Nomadenleben verhinderte die Entwicklung einer Baukunst. Alles was der Ureinwohner in seinem Eingeborenenzustand braucht, ist ein Mia-mia, ein aus Zweigen verfertigter zeitweiliger Wind- und Sonnenschutz. Wo Not die Mutter der Erfindung war, hat der Australneger keine geringe Fündigkeit bewiesen, und die Sorge um seine tägliche Nahrung hat seinen Verstand in ganz eigenartiger Weise geschärft.

Einige seiner Waffen, wie der Bumerang und der Wurfstock zum Schleudern von Speeren, sind wohl bekannt. Der Bumerang ist am besten in seiner Halbmondform bekannt, flach auf der einen Seite, leicht gewölbt auf der anderen und mit einem länglich gezogenen Drall versehen. Infolge dieses Dralls kehrt der geschleuderte Bumerang nach zwei- oder dreimaligem Kreisen in der Luft wieder zu Füßen des Schleuders zurück. Dieser Bumerang ist nicht zum Töten bestimmt. Dazu verwendet man schwerere Bumerangs der verschiedensten Formen, die nicht zum Werfer zurückkehren. Der wiederkehrende Bumerang dient hauptsächlich als Spielzeug und Sportgerät. Eine interessante Verwen-

dung dafür wurde mir von einem südaustralischen Eingeborenen beschrieben. Längs des vieler Wasserläufe gibt es Lagunen. Das sind gewöhnlich Teile des alten Flussbettes, die bei Hochwasser gefüllt sind und, wenn der Fluß seinen normalen Wasserstand erreicht, von ihm abgetrennt werden. Enten und andere Wasservögel sammeln sich auf diesen Lagunen. Die Eingeborenen beschaffen ein rohes Netz aus zäher faseriger Baumrinde und spannen es zwischen Bäume am Flußufer. In der Nähe dieses Netzes und zwischen dem Netz und der Lagune verstecken sich mehrere Eingeborene; andere nähern sich der Lagune von der entgegengesetzten Seite und scheuchen die Enten auf, die dann dem Fluß zu fliegen. Bumerangs werden geschleudert, kreisen wie Dabichte über den Enten und drängen sie nach unten. Einige verfangen sich in den Netzen und werden leichte Beute der Jäger. Eine andere Fangweise ist ebenso eigenartig. Der Eingeborene befestigt einen buschigen Zweig oder einen Grasclumpen auf seinem Kopf, geht ins Wasser und läßt sich nun — nur Augen und Nasenlöcher über dem Wasser — dahintreiben. Sobald er den Vogel erreicht hat, packt er ihn an den Beinen, zieht ihn unter Wasser, dreht ihm den Hals um und läßt ihn treiben, während er sich einem andern Opfer zuwendet. Das setzt er so lange fort, bis er eine genügende Anzahl getötet hat, und zwar ohne die anderen Vögel zu beunruhigen.

Es ist eine seltsame Tatsache — die augenscheinlich dem vor dem Eindringen der Weißen herrschenden Nahrungsüberfluß zuzuschreiben ist — daß die Eingeborenen den Ackerbau nicht einmal in seiner rohesten Form kennen. Sie mahlen die Samen gewisser Gräser und bereiten Kuchen daraus, haben aber nie daran gedacht, die Samen auszusäen und sich auf diese Weise eine Ernte zu verschaffen. Sie glaubten, das Gras wachse als Folge der Zaubereien, die sie ausüben pflegten.

Im Fischfang ist der australische Eingeborene ein Meister. An leichteren Stellen vieler Flüsse und Meeresbuchten kann man die Ueberreste von aus Steinen zusammengebauten Fischbeden sehen. Die Fische wurden dort hineingetrieben und dann mit Speeren getötet. Die Eingeborenen haben auch die verschiedensten Muschelhaaken, Netze, Harpunen und Fischfallen erfunden.

Obwohl die australischen Eingeborenen in gesonderten Stämmen leben, die sich so sehr voneinander unterscheiden, daß oft eine Interaktion unmöglich ist, weil die Dialekte einander so unähnlich sind, gibt es selten Stammesfehden. Sie sind eben nicht kriegerisch veranlagt. Die zuweilen entstehenden Kämpfe sind Strafexpeditionen als Folge der Verletzung irgendwelcher Stammesgesetze oder Verratsvorschriften. Briecht ein richtiger Krieg aus, so wird er nach überlieferten Regeln geführt, ähnlich wie ein Zweikampf. Sobald der Zweck erreicht ist,

## Konjunktur

Von Karl Karlsen

Hochöfen, trozig an der Ruhr, eingehüllt in Glut und Rauch, haben mächtig Konjunktur, spenden Stahl aus ihrem Bauch

Stahl für Bomben, Panzerplatten, „Schutz für Heimat und Kultur“, für Kanonen und Granaten, Stahlwerk Krupp hat Konjunktur.

Konjunktur herrscht in Kasernen, Brausen hört man in der Luft, denn die Jungen müssen lernen, Wie man Städte macht zur Gruft.

Bunächt hört man Friedensworte, hernach sprechen die Kanonen. Durch des Krieges Todesporte heßt man wieder Millionen.

wird der Kampf abgebrochen, und beide Parteien lassen es dabei bewenden.

Die Missionen haben in der letzten Zeit festgestellt, daß der australische Eingeborene eine Zukunft hat, wenn man ihm dazu die Möglichkeiten bietet. Die Erfahrung hat schon bewiesen, daß er einen ausgezeichneten Viehhalter abgibt,

und unter verständnisvoller Anleitung wird man ihn auch für den Ackerbau gewinnen können. Er ist ein heiterer Mensch mit einem ausgeprägten Sinn für Humor, und denjenigen gegenüber, die sich ihm als Freund erweisen und ihn zu verstehen suchen, zeigt er große Anhänglichkeit.

## Maler Landholz fällt auf

Skizze von Hilde Busch

Karl Ernst Landholzer war an der nordfriesischen Küste geboren worden, als sechstes Kind eines Bauern in den Marschen. Die Erträge des Gehöfts reichten nur spärlich für die zahlreiche Familie. Später konnte sich Karl Ernst Landholzer, von den vielen Eindrücken seines Lebens abgelenkt, nur noch undeutlich an die ersten Kindheitsjahre erinnern. Alles verwich vor dem inneren Bild. Blondes Haar der Mutter und Geschwister — sie hatten dieselbe Farbe von Haar und Augen — weiße Dünen, duftendes Heidekraut und fern am Horizont — das Meer. Mit den grauen trübten Wellen des Herbstes und des Winters, mit den leuchtend-blaugrünen, hochaufschäumenden, glitzernd-weißen Schaumkronen tragenden des Frühlings und des Sommers. Das wußte Landholzer noch genau: oft war er an heißen Tagen allein durch die Heide gelaufen, durch die Dünen bis zum Strand. Dort hatte er gebadet, in der kühlen salzigen Flut, sich danach nackt in den weißen Sand gelegt, oft schlafend, manchmal träumend. Von einer noch ungewissen, noch unvorstellbaren Zukunft. Den wolkenlosen Nordsee-Himmel über sich, das unentwegte Rauschen des Meeres im Ohr, die Luft erfüllt von den schweren, süßen und herben Gerüchen der See. Von Muscheln, Tang, Strandgras und wilder Bienen Honig. So lag der Knabe, bis ihn Hunger heimtrieb. Es gab meist nur Kartoffeln mit Salz, verdünnte Milch — die gute wurde in der Stadt verkauft — ab und zu einen Fisch, selten Fleisch. Karl wußte nicht, wie es kam. Doch mitunter packte ihn unbezwingbare Lust, erste Eindrücke, die ihn fesselten, mit kleinen, schnell hingeworfenen Bleistiftstrichen skizzenhaft festzuhalten. Zum Beispiel die Mutter, wenn sie des Sonntags in die Kirche ging. Im weit sich spannenden bunten Bauernrock, den friesischen Kranz aus gestrichen farbigen Bändern auf den blonden Köpfen. Oder wenn sie zusammen bei Tisch aßen. Vater, Mutter und die acht Geschwister. Schweigsam das larme Mahl verzehrend. Der Vater, die Stirn immer sorgengefaltet. Die Kinder still aus Schüchternheit, die Mutter verschlossen, herb und früh welkend. Einen müden Zug um den Mund. Sie sahen alle wohl, was der Knabe tat, wenn er, als erster fertig mit dem Essen, sich vom Tisch fortstahl, Bleistift und Papier holte, anfangs, unbedolken zu zeichnen. Sie lachten ihn aus, halb ärgerlich, halb gutmütig, schalteten ihn auch mitunter, daß er sich von der Arbeit im Haus, in Feld und Garten drückte. Perumstrolche, Himmel, Dünen und See mehr liebend als geregeltes Tätigsein. Einen Träumer nannten sie ihn. Der Knabe wußte darauf nichts zu erwidern. Er senkte den Kopf.

Dann erwiderte ihn der Lehrer eines Tages, als er gerade dabei war, dessen Porträt höchst eigenwillig auf dem Deckel des für andere Zwecke bestimmten Schulheftes zu entwerfen. Der Lehrer wußte nicht recht, ob er lachen oder schimpfen sollte. Schließlich tat er beides nicht. Sondern zog nur die Brauen zusammen, sagte:

„So, so“, ging wieder hinter sein Katheder, das Heft aber nahm er mit. Ein paar Tage darauf wurde der Bauer Landholzer von dem Lehrer schriftlich aufgefordert, er solle zu ihm kommen. Es sei wegen Karl Ernst Landholzer warf über den Rand des Briefes hinweg einen mißtrauischen Blick auf seinen Sohn. Was mochte der schon wieder ausgefreffen haben? Umständlich machte sich Landholzer für den feierlichen Besuch zurecht. Ging ins Dorf, klopfte bei dem Schulmeister an die Tür, trat mit lauerndem Blick unter der breiten Bauernstirn, ins Zimmer.

„Nichts für ungut, lieber Landholzer“, sagte der Lehrer und bot dem Gast Platz an. „Aber ich muß mit Ihnen reden. Es ist, wie ich ja schon schrieb, wegen Karl Ernst. Ich glaube nämlich bestimmt, daß der Junge ungeheuer begabt ist. Da sollte man helfen. Sehen Sie mal.“ Und er hielt dem Bauern das Schreibheft hin. Landholzer wußte sofort: das war Karl Ernsts Werk. Kindlich, unfertig, dilettantisch. Von Technik keine Spur. Von Können nicht die Rede. Und dennoch war das Ganze lebendig, eindrucksvoll, auf besondere Art schon heute charakteristisch. Wie der Lehrer dort wieder gegeben war: mit gefalteter Stirn, das Gesicht in die Hand gestützt, den Mund kritisch verzogen. Das war nicht nur dieser Lehrer. Das war mehr. Das war die Quintessenz aller Schulmeister. Das war schlechthin der Lehrer. Nun schmunzelten sie beide. Dann zuckte Landholzer die Achseln. „Ich kann nichts tun, ich bin arm. Das wissen Sie ja. Karl war das sechste, danach sind noch drei Kinder gekommen. Es reicht kaum für Essen und Kleidung.“ Der Lehrer meinte: „Ich will mit dem Gemeindevorsteher sprechen. Der kennt den Bürgermeister aus der Kreisstadt. Und dieser hat wiederum seine Leute an der Hand. Vielleicht kann man etwas für Karl Ernst erreichen. Ein Stipendium oder so, wenn er im nächsten Jahr aus der Schule kommt.“ — „Halls Ihnen das gelingt, ich will dem Jungen keine Schwierigkeiten machen. Der Hof wird sowieso nicht alle neun ernähren. Lieber wär's mir, Karl Ernst lerne ein ordentliches Handwerk. Aber schließlich, ich versteh' nichts davon.“ Der Lehrer sah dem Bauern beim Fortgehen nach, wie er aus Schritt, kräftig, maßvoll, den dicken hölzernen Stock in der Hand.

Der Gemeindevorsteher sprach mit dem Bürgermeister. Der Bürgermeister setzte seine „Beziehungen“ in Bewegung. Der Lokalstolz in ihm war geweckt. Vielleicht, man konnte es nicht wissen, ging man auf diese Weise ein in die Unsterblichkeit. Als Karl Ernst mit der Dorfschule fertig war, sorgten bekannte und unbekannte Gönner dafür, daß er sich in der Stadt weiterbilden durfte, danach gewährte man ihm ein Stipendium für fünf Jahre, dazu bestimmt, Münchener und Berliner Kunstakademien zu absolvieren.

Es waren schöne Zeiten. Damals. Maler Landholzer erinnert sich ihrer noch ganz genau. Von jenem Tage an, als er das nordfriesische Bauerngehöft für immer verließ, begann er

bewußt zu leben. München, Berlin. Die Jahre an den Akademien, wohl notwendig, waren dennoch keine reine Freude gewesen. Zu eigenwillig erschien den Herren Professoren dieses Talent. Sie verkannten es keineswegs. Aber sie wußten nicht, was damit anfangen. Sie hatten dort, die Münchener und die Berliner Akademiker, ihre festgelegte Art, Welt, Menschen und Dinge zu sehen. Noch unbeeinflusst von den französischen Impressionisten, noch nicht erregt von Gauguin und Van Gogh, malten sie sauber, bieder, fest, in selbstzufriedener Harmonie. Das Leben war schön, und die Herren Professoren hatten ein gutes Gehalt und vor sich ein pensionsgesichertes Alter. Da erregte man sich nicht um Sachen, die außerhalb dieser eigenen gesicherten Welt geschahen. So entstanden ihre idyllischen Landschaften, ihre saften und festen Porträts reicher bairischer Bauern, von Frauen und Männern der Münchener Bourgeoisie. Stellte einer von ihnen nicht ganz belleidete Mädchen aus, so kam er sich sehr kühn und fortschrittlich vor. Außerdem geschah dies selten. Man blieb im allgemeinen den saften Bauern und dem festen Fleisch der Münchener Frauen treu. Was also sollte da mit diesem Karl Ernst Landholzer geschehen?

Schon sein Aeußeres. Das blonde Haar und die blauen Augen hatte er wie die friesischen Geschwister. Den Blick, ruhig, sicher und kühn, gewohnt über eine Landschaft zu blicken, deren unendliche Weite kein Berg behinderte. Ein Blick, der den Horizont abschulte nach der Ewigkeit. Das Gesicht schmal, fast hager. Straffe Züge, dicke Brauen. Der Körper hochaufgeschossen, dünn, fehnig, federnd. Er ging gern mit offenem Hemd und weichen Stragen — die steifen haßte er — eine Tabakspfeife, wenn nicht im Mundwinkel, so doch zumindest in der Tasche.

Und was er malte! Von der Straße ließ er seine Typen auf, haßte den offiziellen Modells-Markt. Lumpensammler, Bettlerinnen, betrumplene Proletarier, wie man sie um die Jahrhundertwende noch oft auf dem Pflaster der großen Städte sah. Fuhr er in die Umgebung und kam mit Skizzen zurück, so stellte sich nachher heraus, daß Landholzer sich um die schön-geschmückten Großbauern nicht gekümmert hatte. Da gab es hochschwängere Mädchen, wie sie unter der Last ihres Leibes schwerste Arbeit verrichten mußten. Müde, ausgehungerte Tagelöhner, die hinter ihren Kartoffelschüsseln saßen, den Blick stumpf und ausgehöhlt von Not. Und die Landschaft rings herum war nicht friedlich und idyllisch. Landholzer sah sie mit anderen Augen als seine Lehrer. Er sah alles so, wie es in Wirklichkeit war. Und davor erschrafen die meisten.

Froh war man in München und in Berlin, als der Unbequeme seine Studien, die hauptsächlich technische gewesen waren, auf der Akademie beendet hatte. Von nun an gab es auch keine Stipendien mehr. Jetzt mußte sich Landholzer allein durchschlagen. Er war mehr als bescheiden. Nämlich völlig anspruchslos. Ein Atelier, ein leerer Raum, ein paar Decken, ein paar Töpfe und ein Spirituskocher genügten ihm. Außerdem natürlich brauchte er Material zum Arbeiten. Papier, Leinwand, Farben, Stifte. Aufgestapelt an den Wänden standen hohe Mappen mit Skizzen und Zeichnungen, auch eine Reihe von Bildern war da. Nur einen Menschen nannte Landholzer seinen Freund. Ganz anders als er. Süddeutsch, dunkelhaarig, geschmeidig. Ein Typ, der den Frauen gefiel. Bildhauer war er, verkehrte in den sogenannten „besten Kreisen“. Die Freundschaft zwischen diesen beiden blieb vielen unverständlich wegen ihrer Gegensätzlichkeit. Dennoch bestand sie. Nur gelang es dem Geschmeidigen nicht, den anderen

aus seiner Ungefelligkeit zu ziehen. „Aus dir wird nie etwas, wenn du dich so absonderst. Du brauchst Menschen, die sich für dich interessieren, dich einladen, dafür sorgen, daß deine Bilder ausgestellt und laßt, not least — gekauft werden.“ Karl Ernst Landholzer schüttelte sich. Er haßte die Leute, mit denen der Freund umherzog. Auch die Frauen dieser Gesellschaftsschicht. In München war er an ein frisches derbes Mädchen geraten. Eine Kellnerin. Jetzt hatte er die Bengi nach Berlin kommen lassen. Nun lebte sie vorläufig bei ihm.

Der Süddeutsche erzählte nicht ohne Humor von diesem menschenhüchler Talent. Schließlich bewog er einen Bankier und dessen Frau, mit ihm in Landholzers Atelier zu gehen. Der Bankier sah die Bilder, Zeichnungen und Skizzen, empfand sie als unheimlich, wenn auch sehr originell. Immerhin erklärte er sich bereit, für ihre Ausstellung in einem großen Berliner Kunstsalon zu sorgen. Die Ausstellung hatte mehr als schlechten Erfolg. Sie wurde zum Ereignis. Die Kritiker linksgerichteter, liberaler Zeitungen und Zeitschriften erklärten Landholzer für den genialsten Maler seiner Zeit. Die rechts beschimpften ihn. Fanden seine Art, die Dinge zu sehen, „unanständig“, „unästhetisch“. Majestät, der es sich nicht hatte nehmen lassen, höchster selbst die Ausstellung des friesischen Malers Karl Ernst Landholzer zu besichtigen, war außerordentlich indigniert. Wünschte, wie er es laut in seinen Gazetten verkünden ließ, „derartigem nicht wieder zu begegnen“. Der Maler Landholzer, als er es las, lachte laut und böse. Nahm die Bengi und die Bilder, fuhr geradewegs nach Paris. Man hieß ihn dort, wenn man den Künstler auch nicht recht verstand, sehr willkommen. Mit echter gallischer Höflichkeit.

Überall in der Welt gab es Motive für den Maler Karl Ernst Landholzer. Überall brachte er Menschen und Landschaft so auf die Leinwand, wie er sie sah. Unbarmherzig, unerbittlich, wenn auch nicht ohne Liebe und diese wiederum war eine Sentimentalität, weil Satire, Ironie und Witz ihr tiefere Bedeutung gaben. Bis zum Ausbruch des Krieges blieb Landholzer den alten Motiven treu: Kreaturen zu zeigen, wie sie leiden. Eitelkeit der Menschen bloßzustellen, sie ihres lächerlichen Tandes zu berauben, sie preiszugeben Hohn, Spott und Verachtung. Der Krieg bot ihm neue Aufgaben. Er malte ihn nicht heldisch, keine „Schlachten-Schinken“. Er malte Soldaten, im Stacheldraht hängend, mit verstümmelten Gliedern. Er malte Kranke, die nach Wasser schrien. Und größtes Aufsehen erregte sein Christus-Bild, das den Gekreuzigten darstellte mit der — Gasmaske.

Jahre darauf kehrte Landholzer nach Deutschland zurück. Gab die Bengi in München ab, die draußen in der Fremde hinter Heimgelassen hatte, nach Weiskwürsten und bairischem Bier. Fuhr selbst, immer noch wie früher, im weichen Hemd, den Kragen halboffen, die Tabakpfeife, wenn nicht zumindest im Mund so doch in der Tasche, an die nordfriesische Küste. Das Gehöft der Kindheit gehörte Fremden. Die Eltern waren tot. Auch der Lehrer. Die Geschwister irgendwo verstreut, niemand konnte etwas von ihnen sagen. Der Maler Landholzer hummelte durch die Heide, die gerade zu blühen anfang. Strich bedächtig durch Dünen und Strandgras. Ging zum Meer. Badete, schlief, träumte. Das dunkle Mauschen im Ohr. Dem Duft von Muscheln, Quallen und Seetang, seltsam süß und herb zugleich, dem Geruch wilder Bienen Honig zitternd, gierig nachspürend. Darauf reiste er weiter nach Berlin. Er war nun schon sehr berühmt. Doch noch immer heiß umstritten. Majestät konnte allerdings jetzt nichts mehr gegen ihn unternehmen. Majestät gab es

nicht mehr. Majestät war fort, hatte, noch immer Deutschlands reichster Mann, irgendwo in Ruhe Holz und empfing viel Besuche.

Doch neue Feinde erwachsen dem Aufrechten. Sie kamen aus dem Lager Kleinbürgerlicher Unzufriedenheit. Jene, die Stunk machen müssen, koste es was es wolle, begannen, gegen ihn zu klaffen. Da war der „Christus mit Gasmaske“. — „Gotteslästerung“ zeterien sie, solange, bis ein ordentliches preussisches Gericht gegen Landholzer Anklage erhob. Und ein ebenso ordentlich preussisch-republikanischer Richter sprach den Maler frei. Bekannte offen, der „Christus mit Gasmaske“ sei ein großes Kunstwerk, und die ethische Absicht des Künstlers könne jeder mühelos feststellen, der das Bild ohne Voreingenommenheit betrachte. Die Staatsanwaltschaft war jedoch anderer Ansicht. Legte Verurteilung ein. Der Prozeß ging durch alle Instanzen. Inzwischen kamen die Kleinbürger, die Kläffer aus Dummheit, in Deutschland zur Macht. Ihr Führer hieß Hitler. Adolf Hitler. Und wieder verließ der Maler Karl Ernst Landholzer das Reich. Trieb sich in der Welt umher. Schrieb Aufsichtskarten an die Bengi. Schöne, bunte. Dem Beschmeidigen schrieb er nicht mehr. Der hatte, allzugeschmeidig, sich mit den Kläffern angebietet. Neugier, zu sehen, was die Kleinbürger aus Deutschland gemacht hatten, ließ Landholzer nach zwei Jahren von neuem zurückkehren. Er war nun schon fast sehr grau an den Schläfen, aber die Augen blühten kühner und jünger denn je. Das Gesicht hatte enge straffe Falten. Braungebrannt von den vielen Winden aller Meere. In Darmstadt, einer süddeutschen Stadt, geschah es, daß man den Maler Karl Ernst Landholzer festnahm und verhaftete. „Nun ja“, dachte er gleichmütig, „sie werden ihn mir nicht verzeihen haben, den „Christus mit Gasmaske“. Überall wird ein Stedbrief gegen mich vorhanden sein. So etwas klappt ja bei ihnen immer. Organisation, Pünktlichkeit.“ Und er bereitete sich auf sein Verhör vor.

Der Beamte stand da, den Paß des Malers in den Händen. Etwas verlegen. „Sie sind geborener Deutscher?“ — „Wie Sie sehen.“ — „Um. Viel gereist, viel im Ausland gewesen.“ — „Das bringt mein Veruß so mit sich.“ — „So.“ — „Darf ich übrigens erfahren, weshalb man mich festgenommen hat?“ Der Beamte zögerte. Schließlich: „Ich — ich weiß es auch nicht. Der Zugkontrollor kam zu dem Bahnpolizisten, sagte, in einem Abteil säße ein

## In der Sommerwärme



Mann, er könne nicht recht sagen, warum. Aber er sei ihm aufgefallen. Er säße so anders aus als die Leute hierzulande. So besonders. Ich soll mich doch einmal näher mit ihm befassen.“ Der Beamte gab sich einen Ruck. „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber das liegt an den Zeiten. Wir müssen sehr achtsam sein. Das sind unsere Vorschriften. Bitte, hier ist Ihr Paß. Sie sind frei. Gute Reise.“ Und er empfahl sich mit kleiner förmlicher Verneigung.

Landholzer lächelte, steckte den Paß in die Tasche, setzte sich auf den nächsten Zug. Fuhr weiter durch das Land. Aufmerksam um sich schauend. Und begriff, als er die Menschen ringsumher betrachtete, mit ihren angstvoll-scheu verschlossenen Mienen, mit ihren zusammengepreßten Lippen, die selten lächelten, mit ihren Augen, die sich abwandten, Teilnahmslosigkeit heuchelnd, warum er dem Kontrollor des süddeutschen D-Zuges als fremdartiges und verdächtiges Individuum aufgefallen war.

## Die sonderbare Welt...

Prozeßverfahren gegen Tiere waren im Mittelalter keine Seltenheit. Der längste und kostspieligste Tierprozeß wurde in St-Julien in Frankreich abgehalten: Er bestand in einer formellen Anklage der Bürgerschaft gegen eine bestimmte Art von Insekten, die durch Gerichtsbeschluss aus der Stadt verbannt werden sollten. Das „Verfahren“, das kostspielige Rechtsgutachten der Juristen, Prozeßionen und andere Zeremonien mit sich brachte, dauerte volle zwei- undzwanzig Jahre.

Das einzige zivilisierte Land, dessen Bevölkerung sich während des letzten Jahrhunderts auf die Hälfte vermindert hat, ist Irland. Die große Hungersnot des Jahres 1846 gab den Anstoß zu einer Auswanderungsbewegung, die seither ständig angehalten hat. Während alle anderen Länder einen Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen hatten, sank die Einwohnerzahl Irlands allmählich von über 8,300.000 auf 4,200.000, also ziemlich genau auf die Hälfte.

Die Woche hat nicht überall auf der Welt sieben Tage.

Sowohl in Rußland als auch in China wird heute allgemein die Fünfstageweche eingehalten, und da diese beiden Länder zusammen über sechshundert Millionen Einwohner haben, kann man sagen, daß die siebentägige Woche nur für zwei Drittel der Menschheit Geltung hat.

Das Niesen gilt überall und zu allen Zeiten als ein ganz besonderer Vorgang. Die frühen Christen bekreuzigten sich, wenn sie niesten, im Mittelalter war es allgemein üblich, sich sofort wieder für einige Stunden zu Bett zu legen, wenn man beim Aufstehen gesniest hatte, im heutigen Turkestan gilt Niesen als Zeichen der Wahrheitsliebe, in gewissen Teilen von Schottland wird es als Zeichen von Weisheit angesehen, und viele Naturvölker fürchten, daß dem Niesenden die Seele abhanden kommt, woraus sich der Brauch erklärt dürfte, „Gott! Gott!“ zu sagen.

# Unglückliche Abende

Von L. T. Sarnard

Als Jimmy Gordon zuerst das Rascheln von Seide vernahm, drehte er sich im Bett um und glaubte geträumt zu haben.

Ja, er mußte träumen, lächerlich, etwas anderes anzunehmen. Wie konnte ein weibliches Wesen nach Mitternacht sein Zimmer betreten. Unsinn. Nachdem sich Jimmy das gesagt hatte, senkte er tief, legte die Kissen zurecht und versuchte, seinen angenehmen Traum fortzusetzen. Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann erklang wieder dieses aufregende, geheimnisvolle Rascheln. Jimmy setzte sich im Bett auf, entzündete das elektrische Licht und starrte verwundert.

Am andern Ende des Zimmers erblickte er ein großes, schlankes, in ein Hermelincapè gehülltes Mädchen. Ohne Zeichen von Verstörung oder Verlegenheit stand sie da und betrachtete spöttisch Jimmy. Er blickte ganz verdutzt drein und konnte sich die Situation nicht erklären.

Nach einigen Augenblicken brach das Mädchen das verlegene Schweigen.

„Ich hatte nicht die Absicht, Sie aufzuwecken,“ sprach sie mit etwas heiserer Stimme. „Es tut mir leid. Schlafen Sie nur ruhig wieder ein, ich könnte es mir nie vergehen, Sie Ihres Schlummers beraubt zu haben.“

„Um Himmels willen,“ rief Jimmy aus, „wer zum Teufel sind Sie und was wollen Sie hier?“

Das Mädchen lachte spöttlich: „Wer ich bin?“ murmelte sie. „Soll ich sagen: ein ergebene, aber nicht gewalttätiges Mitglied der Unterwelt. Unsere Ziele sind die gleichen, aber in Situationen wie dieser beherrsche ich mich taktvoll. Ich finde das ibeniger mühsam.“

„Eine Eindringlerin!“ höhnte Jimmy. Sie noch immer ungläubig anstarrend, sprang er aus dem Bett. „Eine Eindringlerin, die kaltblütig nach Mitternacht in das Schlafzimmer eines Mannes kommt — oh, Sie verblüffen mich“, murmelte er hilflos.

„Ich verblüffe immer alle,“ erwiderte das Mädchen kühl. „Sehen Sie, ich betreibe dieses Eindringnisgeschäft von einem neuen Standpunkt aus. Ich habe mir ein modernes Verfahren ausgedacht und bin noch nie erwischt worden!“

„Aber diesmal ist es der Fall,“ murmelte Jimmy grimmig. „Bei der Tat ertappt. Was sollte mich daran hindern, Sie der Polizei zu übergeben?“

„Ihre Gattin und Ihr Ruf,“ erwiderte das Mädchen sanft.

„Gattin, Ruf?“ wiederholte Jimmy. „So ist es. Ich habe mich in letzter Zeit genau über Ihre Familie erkundigt. Sie haben eine nicht hübsche Frau, die eifersüchtig veranlagt ist. Augenblicklich befindet sie sich in Cornwall bei ihrer Mutter und Sie haben Ihre Dienerschaft beurlaubt.“

Jetzt sagen Sie mir aufrichtig: Würde Ihre Frau Ihnen glauben, wenn Sie erzählen, Sie haben ein Mädchen in Ihrem Zimmer erwischt, das eindringen wollte? Ein Mädchen, überdies noch im Pyjama!“

Mit nachlässiger Gebärde warf sie den Mantel ab und enthüllte eine tadellose Gestalt in einem wunderbaren seidnen Pyjama.

„Ist meine Arbeitsmethode nicht schlau?“ fragte sie lech. „Ich meine, wer würde glauben, daß ein junges, schönes Mädchen in das Zimmer eines Mannes, bloß mit einem Pyjama bekleidet, einbricht? Der Gedanke ist albern. Die

einzig mögliche Erklärung wäre — falls Sie so unvernünftig wären, es der Öffentlichkeit bekanntzugeben —, daß Ihre Frau verreist ist und Sie Verstreuung brauchen, nicht wahr? Gestatten Sie also, daß ich mir die Gegenstände anschaue, für die ich Verwendung habe, oder wollen Sie die Gefahr auf sich nehmen, die Polizei herbeizurufen. Denken Sie an mein Pyjama — es könnte beim Scheidungsgericht ungünstig in die Waagschale fallen, glauben Sie nicht?“

„Es könnte leicht möglich sein“ murmelte Jimmy. „Aber fürchten Sie sich nicht, allein und in dieser Bekleidung in das Schlafzimmer eines Mannes zu kommen?“

Wieder reizte ihn ihr spöttisches Gekicher.

## Chinesische Schwanenritter

Wie weiland Lohengrin und andere Helden unserer mittelalterlichen Sagen sich von einem schneeweißen Schwan im Nachen übers Wasser ziehen ließen, so lassen sich auf dem Yangtseliang die chinesischen Wassergärtner von ihren weißen Peking-Enten zu Markte fahren. Am Ufer der großen Ströme und zahlreichen Kanäle Chinas wohnen tausende von Familien auf Schiffen, die sogar schwimmende Gärten auf Klößen haben. Zur Verwertung der Abfälle werden große Entenherden gehalten. Die Ente ist in China das Hauschwein des armen und des reichen Mannes, das ihn zugleich mit frischen Eiern versorgt. Am Markttag spannt der findige Chinese seine Entenherde reihenweise in leichte, schwimmende Bambusgestelle ein. Nun wird die Dschunke mit der Ruderstange abgestoßen, ein besonderer Pfiff, etwas hingeworfenes Futter und die ganze befiederte Entenschar setzt sich schnatternd in Bewegung. Weht eine günstige Brise, so wird selbstverständlich das Bambussegel aufgezogen, ist bei der Heimfahrt stromaufwärts die Strömung zu stark, so hilft die ganze Familie durch kräftiges Rudern mit, aber bei Windstille in ruhigem Gewässer läßt sich der Chinese gemächlich von seinen Wasservögeln ziehen.

## Pegasus im Bett

Mark Twain hat, wie er selber bekannte, fast alle Werke seiner Spätzeit im Bett geschrieben; bequem in den Kissen aufgerichtet, die große Zigarre im Munde, sprudelte er nur so von Einfällen über, und im Bett fand er die beste Sammlung zum Schreiben. Oesters hat er dieses für den Schlaf bestimmte Möbel als den „Dreifuß der Pythia“ gepriesen, auf dem die Poeten die schöpferischen Eingebungen überkommt. Auch noch andere Schriftsteller haben im Bett gedichtet, aber meistens nicht aus freiem Willen, sondern aus harter Notwendigkeit. So ist Walter Scotts beliebtestes Werk „Ivanhoe“ im Bett entstanden; der Dichter war damals sehr krank, aber das Interesse an der Geschichte hatte ihn so mächtig gepackt, daß er trotz seinen Schmerzen unablässig weiter arbeitete und die ganze Erzählung zwei Sekretären in die Feder diktierte. Keats schrieb eine der schönsten und leidenschaftlichsten Sonette auf seinem Totenbett, und auch der Erzähler Robert Louis Stevenson hat manche seiner besten Dichtungen im Bett geschrieben. Er war lange leidend und war doch bis in seine letzten

„Ich fürchte mich nicht im mindesten,“ erwiderte sie.

„Alle Männer sind stets erschreckt, wenn sie mich in ihrem Schlafzimmer erblicken. Das ist das Schöne daran: die Lage der Dinge ist absolut umgekehrt. Unter anderen Umständen wären sie erschreckt — aber so habe ich keinen Grund zur Angst.“

Jimmy Gordon trat ihr gegenüber und blickte dem lächelnden Mädchen fest in die Augen.

„Es freut mich,“ sprach er ruhig, „daß Sie keine Angst haben. Weil — ich weiß kaum, wie ich es Ihnen sagen soll — Sie sich geirrt haben. Sie sind vermute ich in das falsche Haus eingebrochen. Ich bin nicht verheiratet — eine Tatsache, die mich in Anbetracht der Umstände außerordentlich erfreut. Aber was meinen Ruf anbelangt, so war er nie der Rede wert. Ich kann daher ruhig die Polizei verständigen!“

Lebensstunden unermüdet tätig, so sind alle seine späteren Werke auf dem Krankenbett verfaßt worden. Ein in England viel gelesenes Buch „The Road Mender“ von Michael Fairley ist ebenfalls im Bett entstanden. Der Autorname ist das Pseudonym eines jungen Mädchens, das starb, bevor es noch zwanzig Jahre geworden war; es verfaßte die ganze Geschichte auf dem Krankenlager und vollendete sie kurz vor dem Tode.

## Heiteres

**Die Falschheit.** „Wie falsch doch die Frauen sind, davon machst du dir keinen Begriff!“ — „Was ist dir denn passiert?“ — „Also, ich setzte neulich eine Heiratsannonce in die Zeitung und — was soll ich dir sagen: die erste Antwort, die ich aufmache, ist von meiner Frau!“

**Bei Neureichs.** Neureichs hören Radio. Eben jagt der Sprecher Beethovens Erste Symphonie an. „Die gefällt mir gar nicht,“ sagt Frau Neureich nach einer Weile. — „Du darfst nicht vergessen, daß es die erste war, die er schrieb,“ meint Herr Neureich nachsichtig.

**Na, warum denn?** „Mutti, war ich in der vergangenen Woche brav?“ — „Ja, Nudi, sehr brav.“ — „Hast du Vertrauen zu mir, Mutti?“ — „Gewiß, Nudi.“ — „Warum verzeihst du dann die Marmelade?“

**Noch schlummer.** „Meine Frau ist so unzuverlässig wie das Wetter!“ — „Da brauchen Sie sich nicht zu beklagen! Meine ist so unzuverlässig wie die Wettervorhersagen!“

**Die Ahnengalerie.** „Na, was sagen Sie zu meiner Ahnengalerie — he, sein?“ — „Hören Sie mir auf, wer wird sich schmücken mit fremden Vätern!“

**Der Tüchtige.** Herr Meier, Inhaber der Firma Meier & Schulze, hörte, daß sich ein Vertreter für seinen Anfallanten ausgab und bei den Kunden Ansehenstande kassierte. Hier tausend Kronen, dort hundert, bei einem dreihundert Kronen, beim anderen fünfhundert... „So ein Kerl!“ denkt Herr Meier, läuft zur Polizei, erstattet Anzeige und beschwört den Kommissar: „Sehen Sie zu, daß Sie diesen Gauner rasch erwischen!“ — „Nur keine Sorge, Herr Meier,“ meint der Kommissar, „in längstens zwei Tagen sitzt der Mann!“ — „Um Gottes willen!“ schreit Meier, „machen Sie keinen Unsinn! Ich will doch nicht, daß der Mann verhaftet wird, ich will ihn doch anstellen!“